

Überschuß und Überleben. Subsistenz und Luxus in primitiven Gesellschaften

Rolf Peter SIEFERLE

Zwei Grunderzählungen vom Ursprung und Gang der Geschichte

Es gibt im europäischen Geschichtsdenken zwei weit in die Vergangenheit zurückreichende Traditionen, die unterschiedliche, jedoch komplementäre Erzählungen vom Ursprung und Gang der Geschichte präsentieren.¹⁾ Die eine berichtet von einem ursprünglichen paradiesischen Zustand, von einem Goldenen Zeitalter, in dem die Menschen sündenfrei in Überfluß, Frieden und Harmonie mit ihresgleichen und mit der Natur lebten. Die Geschichte wird dann als ein Prozeß verstanden, der sich von diesem Ursprung entfernt, entweder, indem ein katastrophischer Bruch, eine Austreibung aus dem Paradies stattfindet, oder aber, indem die Menschheit unaufhaltsam schlechteren Zuständen entgegentreibt. Die komplementäre Grunderzählung dagegen berichtet von einem Naturzustand, in welchem nach der klassischen Formulierung von Thomas HOBBS das Leben der Menschen „solitary, poor, nasty, brutish, and short“ ist.²⁾ Dieser Prämisse folgend, kann es im Verlauf der Geschichte nur noch besser werden, so daß die Aufgaben der Zukunft in der Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft, in wachsender Naturbeherrschung und Konstituierung einer staatlichen Rechts- und Sicherheitsordnung liegen.

Diese beiden Grunderzählungen setzen also nicht nur einen völlig gegensätzlichen Ursprung voraus, sondern aus der jeweiligen Ursprungskonstruktion folgt auch ein je gegensätzlicher Verlauf der Geschichte. Hat der Ursprungszustand angenehme Eigenschaften, so kann auf ihn nur noch ein Zerfall, ein Abstieg, ein Degenerationsprozeß folgen. Umgekehrt ergibt sich aus einem Naturzustand des Mangels und Elends eine Geschichte, die eine Entwicklung zum Besseren enthält, nach vorn oder aufwärts weist, also als „Fortschritt“ verstanden werden kann. Beide Konstruktionen teilen aber die Vorstellung, daß es sich bei der Geschichte um die Entfernung von einem Ursprungs- oder Naturzustand handelt.

Jedes dieser Geschichtsbilder ist natürlich ein Werk der jeweiligen Gegenwart. Da diese Gegenwart aber als das (vorläufige) Resultat eines Geschichtsprozesses zu verstehen ist, bildet sie gewissermaßen den Kulminationspunkt einer Bewegung, die sich vom Ursprung entfernt hat. Die Eigenschaften der Gegenwart sind daher denen des Ursprungs total entgegengesetzt, d.h. die jeweilige Gegenwart bildet das Gegenbild des Naturzustands. Da dieser Naturzustand aber von der jeweiligen

Gegenwart aus konstruiert worden ist, können in ihm alle die Eigenschaften in umgekehrter Gestalt wieder erkannt werden, die sein Konstrukteur in der Gegenwart vermißt. Der Ursprung ist gewissermaßen das auf den Kopf gestellte Ende.

Barbar oder „edler Wilder“?

Diese Struktur läßt sich am deutlichsten an der Figur des „edlen Wilden“ erkennen. Barbar und edler Wilder sind schon in der Antike die Grundformen, in denen sich die Differenz zwischen Angehörigen einer fremden oder primitiven und der eigenen Kultur ausdrücken läßt. Wer den Stand der eigenen Kultur hoch einschätzt, dem gilt der Fremde als Barbar, als ungeschliffener Rohling, der nicht einmal richtig sprechen kann. Umgekehrt bildet der edle Wilde eine Negativfolie, die eine Kritik an den bestehenden Verhältnissen in der eigenen Kultur erlaubt. Tacitus etwa schildert die Germanen als tapfere, sittenstrenge Krieger, was seinen römischen Zeitgenossen, denen diese Merkmale abgehen, einen Spiegel vorhalten sollte. Der „edle Wilde“ enthält alle die Eigenschaften, die man in der zivilisierten Gesellschaft vermißt. Sofern diese Zivilisation aber der Kritik verfällt, werden die Züge des Wilden positiv bewertet. Er ist dann nicht arm, sondern bescheiden; nicht vom Tode bedroht, sondern tapfer; nicht ungeschliffen, sondern natürlich - dies alles je nach den Maßstäben, welche die eigene Kultur gesetzt hat.

Von hier aus wird verständlich, daß die beneidenswerten Eigenschaften des edlen Wilden sich danach bemessen, was der jeweilige Erzähler an der eigenen Kultur ablehnt. Was dies aber im einzelnen ist, kann durchaus in das Belieben der jeweiligen Gegenwart gestellt sein. Tacitus etwa, der den Sittenverfall in Rom rügt, lobt die Keuschheit der Germanen. Im 19. Jahrhundert dagegen, etwa bei dem Evolutionisten Lewis Henry MORGAN, gelten die Wilden als promisk, leben sie in einer den Schauer, aber auch die geheimen Phantasien der Viktorianer erregenden „Weibergemeinschaft“.³⁾ Im frühen 20. Jahrhundert konnte dann etwa Margaret MEAD die freie und natürliche Sexualität der Polynesier als vorbildlich gegen die Verklemmtheit in der Zivilisation stellen.⁴⁾ Im ausgehenden 20. Jahrhundert dagegen ist man gegenüber solchen Mythen skeptisch geworden.⁵⁾ Lediglich für die unter dem „Patriarchat“ der Gegenwart leidende Feministin existiert noch ein ursprüngliches „Matriarchat“, vom dem sich die Menschheit inzwischen fatalerweise entfernt hat und zu dem sie zurückkehren soll. Daß die Verwirklichung eines solchen Matriarchats aber

Eine in Zusammenarbeit mit Ulrich Müller-Herold erweiterte Fassung dieses Beitrags ist unter dem Titel „Überfluß und Überleben – Risiko, Ruin und Luxus in primitiven Gesellschaften“ erschienen in: GAIA 5, 1996, 135-143.

überhaupt möglich ist, muß seine Existenz in einer fernen Vergangenheit beweisen.

Lange Zeit war man sich darüber einig, daß der Prozeß des „Fortschritts“, der „Zivilisation“, der „Modernisierung“ oder des „Wirtschaftswachstums“ zumindest ein eindeutiges Ergebnis gebracht hat: Er hat den materiellen Wohlstand vermehrt. Zwar war es immer möglich, im Hinblick auf diese Wohlstandssteigerung von einer seelenlosen Daseinsverfehlung zu reden; die Wohlstandssteigerung als solche konnte jedoch nicht bezweifelt werden. Technischer Fortschritt und Wirtschaftswachstum bildeten in dieser Perspektive gewissermaßen den harten Kern des Geschichtsprozesses, dem jenseits seiner Bewertung eindeutige Wirklichkeit zukam. So keusch oder lustvoll, so naturverbunden und umweltfreundlich, so tapfer oder friedfertig der edle Wilde auch gewesen sein mochte: Im Luxus hat er jedenfalls nicht gelebt, sondern sein Dasein trug auf alle Fälle die Signatur des „einfachen Lebens“

„Einfaches Leben“ oder „ursprüngliche Überflußgesellschaft“?

Diese Sicht wurde ernsthaft erschüttert, als der amerikanische Anthropologe Marshal SAHLINS 1972 die Steinzeitgesellschaft als „original affluent society“, also als ursprüngliche Überflußgesellschaft bezeichnete.⁶⁾ Unter Rückgriff auf Feldforschungen, vor allem Richard LEEs Untersuchungen der Buschmänner in der Kalahari,⁷⁾ wurde ein Bild der primitiven Gesellschaften gezeichnet, das für den heutigen Betrachter auffällige Ähnlichkeiten mit der „Tunix-Utopie“ der Hippie-Bewegung besitzt: Arbeit und Disziplin sind unbekannt, Mangel herrscht jedoch nicht, da die Bedürfnisse weit unter den materiellen Möglichkeiten liegen, und man besitzt vor allen Dingen einen Überfluß an dem, was am höchsten bewertet ist – freie Zeit zu Spiel und Kommunikation.

Die ältere Anthropologie hatte die Steinzeitmenschen immer wieder am Rande des Hungertodes gewöhnt. Ihr Leben bestand in dieser Sicht, wie Marvin HARRIS es rückblickend ironisch formulierte, in einem permanenten Überlebenskampf, „a time of great fear and insecurity, when people spent their days ceaselessly searching for food and their nights huddled about fires in comfortless caves besieged by sabertoothed tigers“.⁸⁾ SAHLINS demonstrierte nun, daß dieses Bild keineswegs der Wirklichkeit entsprach. Besonders die Forschungen LEEs zeigten, daß selbst in einer so lebensfeindlichen Umwelt wie der Kalahari-Wüste durchaus ein Leben in relativem materiellen Überfluß möglich war. Die Menschen verfügten über ausreichende und ausgewogene Nahrung, die zu einem Drittel aus Fleisch, zwei Dritteln aus Pflanzen bestand, mit einem hohen Anteil von Proteinen. Die Frauen sammelten über einhundert verschiedene Wurzel- und Knollenarten und verwandten darauf nicht mehr als zwei bis drei Tage in der Woche. Nahrungsreserven legten sie nicht an, da immer ausreichend Sammelgut zur Verfügung stand. Die Männer widmeten ebenfalls zwei bis drei Tage in der Woche der Jagd auf nicht weniger als 54 eßbare Tierarten. Hier war die Ausbeute ungewisser als beim Sammeln, dafür war aber

auch der Jagderfolg mit höherem Sozialprestige belegt, besonders wenn es sich um eine seltene und schmackhafte Beute handelte.

Der allgemeine Gesundheitszustand unter Angehörigen dieser Jäger- und Sammlergesellschaft wurde generell als gut bezeichnet.⁹⁾ Unterernährung und Mangelkrankheiten kamen ebensowenig vor wie Fettleibigkeit oder Diabetes, auch fanden sich keine Infektionskrankheiten wie Cholera, Typhus, Masern, Pocken, Grippe oder Karies, auch keine Blinddarmentzündungen oder Fälle von Krebs. Allerdings lag die Lebenserwartung deutlich unter der in modernen Industriegesellschaften, wenn sie auch höher war als in traditionellen Agrargesellschaften, wo die hohe Bevölkerungsdichte die Ausbreitung von Infektionskrankheiten begünstigte. Unfällen und Verletzungen, Wundinfektionen und Parasitenbefall stand man recht hilflos gegenüber, auch war die Säuglingssterblichkeit hoch – was vermutlich eine Bedingung für die Stabilisierung der Bevölkerungsgröße war. Was die Aufmerksamkeit der Forscher aber besonders erregte, war die Tatsache, daß die Menschen im Durchschnitt nicht mehr als vier Stunden täglich zur „Arbeit“, also zum Jagen, Sammeln und Verarbeiten von Nahrung, aufwandten. Wahrlich das exakte Gegenbild zu der von Leistungsterror und Konsumismus geprägten spätkapitalistischen Industriegesellschaft!

Allerdings täte man SAHLINS unrecht, wollte man seine Überlegungen lediglich auf die Konstruktion einer Aussteiger-Utopie reduzieren, wenn auch diese Konnotationen in seinen Arbeiten durchaus mitschwingen und die breite Rezeption dieses Geschichtsbildes in den siebziger Jahren plausibel machen. Sahlins und die an seine Studie anschließende Literatur suchen jedoch nicht nur nach dem kontemplativen, von post-materialistischen Werten geprägten „edlen Wilden“, sondern sie haben durchaus eine Rekonstruktion der funktionalen Bedeutung dieses Verhaltensmusters im Sinn, die ich nun in richtiger Anlehnung an die synthetisierende Formulierung bei GROH darstellen möchte.¹⁰⁾ Hierbei geht es um die generelle Darstellung der sozialen Logik von „Subsistenzökonomien“, die prinzipiell von der anderer Ökonomien, vor allem der Marktökonomie, unterschieden werden soll. Subsistenzwirtschaft gab es unter paläolithischen Jäger- und Sammlergesellschaften wie auch unter den frühen, vor-hochkulturellen bäuerlichen Gesellschaften. Erst die agrarischen Hochkulturen, die vor etwa 5000 Jahren entstanden, weichen von diesem Muster ab, doch finden sich auch in ihnen subsistenzwirtschaftliche Elemente, die bis in die europäischen Gesellschaften der Neuzeit hineinreichen.

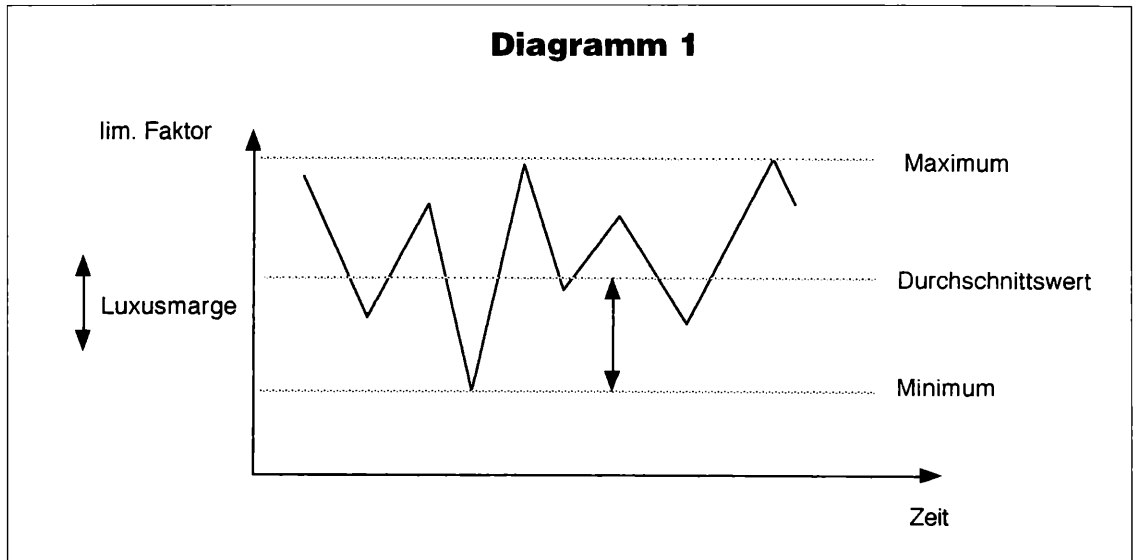
Funktionale Bedeutung der Subsistenzwirtschaft – Die Grundstrategie der „Risikominimierung“

Was kann man nun unter einer Subsistenzwirtschaft verstehen und welche Rolle spielt der „Luxus“ in ihr? Der prinzipielle Unterschied zwischen einer Subsistenzwirtschaft und ihrem Gegenteil sowie historischem Nachfolger, der Marktökonomie, liegt darin, daß letztere sich auf die Bildung von „Überschuß“ (Surplus) oder auf das Prinzip der

„Maximierung“ orientiert. Der Subsistenzwirtschaft dagegen wird als Grundstrategie die „Risikominimierung“ zugerechnet, womit gemeint ist, daß sie auf eine stationäre Einnischung in einen bestimmten Lebensraum zielt und daher vermeidet, bestimmte Chancen zu ergreifen, die vielleicht längerfristig nicht prämiert werden. Vor allen Dingen reagiert sie auf ein vermehrtes Angebot von Ressourcen nicht mit vermehrtem Konsum oder gar mit Bevölkerungswachstum, sondern mit einer Einschränkung des Beschaffungsaufwandes, also mit Erhöhung des immateriellen „Luxus“. Die Logik dieser Strategie kann am einfachsten anhand eines Diagramms dargestellt werden:

zunächst diejenigen, welche mit dem geringsten Aufwand beschafft werden können, was eben die geringe Arbeitszeit erklärt.

Es ist diese Strategie einer Orientierung an einem Wert unterhalb des längerfristigen Minimums, die als „Risikominimierung“ bezeichnet wird. Allerdings handelt es sich bei der Identifikation einer solchen „Strategie“ um ein typisches Konstrukt eines externen Beobachters, das von der hermeneutischen Innenansicht der jeweiligen Gesellschaft nicht unbedingt gedeckt sein muß. Fragt man einen Angehörigen einer Subsistenzgesellschaft, weshalb er trotz gewöhnlich gut verfügbarer Ressour-



Wir haben hier also einen bestimmten menschlichen Lebensraum, innerhalb dessen ein „limitierender Faktor“ im zeitlichen Verlauf unregelmäßig schwankt. Dieser Faktor kann ganz unterschiedlich definiert sein: Es kann sich um die Ab- oder Anwesenheit von bestimmten Ressourcen wie etwa Wasser handeln, es kann die Temperatur sein oder auch das Auftreten relativ seltener Kalamitäten wie Heuschreckenbefall oder Flächenbrände. Entscheidend ist nun, daß sich eine Subsistenzökonomie prinzipiell am längerfristig zu erwartenden Minimum des verfügbaren limitierenden Faktors orientieren muß, nicht jedoch am Durchschnittswert. Da ein solches Minimum aber ein recht seltenes Ereignis sein kann (etwa eine Trockenheit oder eine Überschwemmung, wie sie nur alle zwanzig Jahre einmal auftreten), lebt die entsprechende Gesellschaft fast immer unter Umständen, die als Überfluß bezeichnet werden können. Diese „Luxusmarge“ kann sich sehr weit vom Minimum entfernen, doch letzteres bildet eben den Engpaß, den die Gesellschaft im Extremfall noch passieren muß. Eine Anpassung der Populationsgröße oder des materiellen Durchsatzes an eine Marge über dem Minimum wäre (*ceteris paribus*) längerfristig tödlich. Die Tragfähigkeit des betreffenden Lebensraums für eine bestimmte Populationsgröße wird letztlich vom Minimum definiert. Je tiefer dieses seltene Minimum unter dem Durchschnittswert liegt, desto größer ist der Überfluß unter gewöhnlichen Bedingungen. Richard LEE etwa schätzt, daß die „Kung San“ in der Kalahari gewöhnlich nur etwa die Hälfte der durchschnittlich zugänglichen Nahrungsressourcen nutzen und das sind dann

cen nicht seine „Produktion“ erhöht, so wird er sicherlich nicht auf eine Strategie der Risikominimierung verweisen. Zuweilen kann die Sicherheitsmarge so tief liegen, daß sie nur von sehr seltenen Ereignissen, die etwa nur einmal im Jahrhundert auftreten, erreicht wird. Die Angehörigen einer solchen Gesellschaft „wissen“ daher nicht unbedingt, was da geschieht, wenn sie „Risikominimierung“ betreiben. Ihre „Strategie“ nimmt nach innen vielmehr Gestalten an, die lediglich funktional auf ihren Zweck bezogen, bewußter Repräsentation jedoch nicht zugänglich sind.

„Unterproduktivität“ und „Mußpräferenz“ als gelungene Anpassung im Sinne einer Risikominimierung

Zur näheren Analyse dieses Zusammenhangs wurden daher zwei weitere Begriffe eingeführt:

- „Unterproduktivität“ verweist auf die funktionale Außenperspektive des Verhaltens in dem Sinne, daß damit der Verzicht auf theoretisch mögliche Produktionen gemeint ist.
- „Mußpräferenz“ zielt dagegen auf die symbolisierte Binnenperspektive der jeweiligen Gesellschaft, also auf die Art und Weise, wie sich das betreffende Verhalten den einzelnen Menschen darstellt und wie sie es motivieren.

„Mußpräferenz“, vulgo „Faulheit“, ist nun eben das Verhalten in primitiven Gesellschaften, das Beobachtern, die aus einer modernen Industriegesellschaft kommen, immer wieder (unangenehm) auf-

gefallen ist. Nicht nur Kolonisatoren, sondern auch Gewerbetreibende im neuzeitlichen Europa haben sich wiederholt über ein Verhalten von Eingeborenen bzw. einheimischen Unterschichten beschwert, das darin bestand, die Arbeit einzustellen, sobald man genug verdient zu haben glaubte. Es war dies ein Verhalten, das auf den ersten Blick völlig quer zur Logik der modernen Marktökonomie liegt. Dort würde man erwarten, daß das Angebot einer Ware mit der Nachfrage, d.h. mit dem zu erzielenden Preis steigt.

Wenn die Löhne hoch sind, müßte somit auch das Angebot von Arbeit zunehmen, müßten also etwa die Arbeiter bereit sein, gut bezahlte Überstunden zu leisten. Im Kontext von Subsistenzökonomien wurde nun ein genau entgegengesetztes Verhalten beobachtet: Wenn die Löhne hoch sind, wird weniger gearbeitet, nämlich nur eben so viele Tage, bis der als angemessen erachtete Lohn verdient ist. Eine weitere, als Anreiz gemeinte Steigerung von Löhnen führt dann nur dazu, daß noch weniger Stunden gearbeitet wird. Eben dieses Verhalten wurde als „Mußpräferenz“ bezeichnet: Die freie Zeitverfügung wird stärker geschätzt als die Waren, die mit mehr Lohn gekauft werden können. Die immaterielle „Muße“ wird höher bewertet als das materielle „Einkommen“

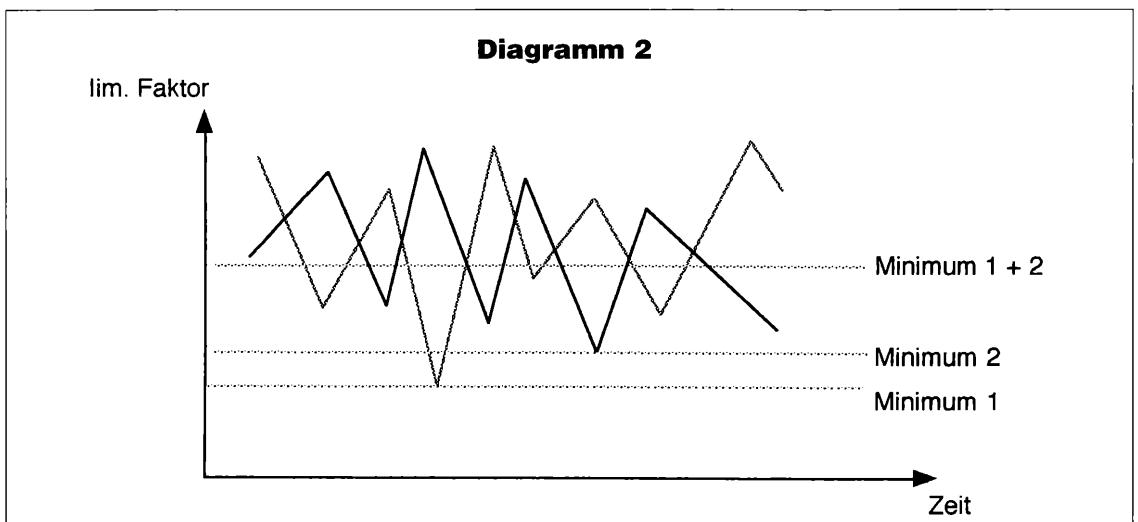
Im marktwirtschaftlichen Kontext muß ein solches Verhalten dann nicht als irrational gelten, wenn es so interpretiert werden kann, daß der einzelne Arbeiter eben einen höheren Nutzen in der Vermeidung von „Arbeitsleid“ erblickt als in der Vermehrung des Konsums materieller Güter. Die Logik eines nutzenmaximierenden homo oeconomicus würde durch „Mußpräferenz“ also nicht gesprengt. Dennoch gilt ein solches Präferenzmuster in der modernen Gesellschaft als recht ungewöhnlich, und bevor von einem „postmateriellen Wertewandel“ die Rede war, haften ihm der Ruch von Faulheit und Asozialität an. Dies mag daran liegen, daß innerhalb eines ökonomischen Systems, das auf Dynamik und Wirtschafts-

der „Mußpräferenz“ dagegen nicht nur um keine irrationale Einstellung, um keinen Mangel von Disziplin und Tugend oder auch um keine edle Abkehr von schnödem Materialismus, sondern sie besitzt durchaus eine funktionale Bedeutung im Sinne einer spezifischen „Anpassung“ an bestimmte Umweltbedingungen und die Weise ihrer Bewältigung. Die Kombination von Risikominimierung, Unterproduktivität und Mußpräferenz bildet eine evolutionär stabile Strategie unter den Bedingungen ungewisser Verfügung über Ressourcen, wenn die „Anpassung“ weniger in dem Versuch besteht, den Zugriff auf Ressourcen zu kontrollieren, sondern sich in einen gegebenen Fluß von Ressourcen einzuschalten. Eine solche Strategie ist zwar nicht sonderlich fortschrittsträchtig, doch hat sie sich insofern als erfolgreich erwiesen, als sie der Menschheit ein Überleben über sehr lange Zeiträume ermöglicht hat.

Allerdings läßt sich demonstrieren, daß auch andere Verhaltensmuster als der Komplex Unterproduktivität/Mußpräferenz als (zumindest über kürzere und mittlere Zeiträume von einigen tausend Jahren) gelungene Anpassung im Sinne einer Risikominimierung verstanden werden können. Die Idealisierung der Subsistenzökonomie wird damit fragwürdig; es läßt sich zeigen, daß eine ähnliche funktionale Leistung auch auf anderen Wegen erbracht werden kann, wenn auch nicht ausgemacht ist, ob damit ein Überleben in Zeiträumen von zehntausend oder hunderttausend Jahren möglich ist.

Risikominimierung durch Wanderung, Transport oder Vorratshaltung – Neue Risiken

Gehen wir noch einmal von dem Grundmodell aus: In einem bestimmten Lebensraum schwankt ein limitierender Faktor in der Zeit. Wenn es nun möglich ist, zwei unterschiedliche Lebensräume zu nutzen, in denen der limitierende Faktor unterschiedlich schwankt, so erhalten wir das folgende Bild:



wachstum orientiert ist, die Ausbreitung eines solchen Präferenzmusters wenig hilfreich und tendenziell systemsprengend gewesen wäre.

Im Rahmen des subsistenzwirtschaftlichen Kontextes der „Risikominimierung“ handelt es sich bei

Das Minimum beider Lebensräume zusammen genommen liegt also deutlich über dem Minimum jedes einzelnen Lebensraums und nähert sich dem Durchschnitt an. Sollten in beiden Lebensräumen die limitierenden Faktoren exakt gegenläufig schwanken, so läge das neue Minimum genau auf

dem Durchschnittswert. Je mehr Lebensräume aber genutzt werden, desto stärker nähert sich die Verfügung über Ressourcen dem langfristigen Durchschnittswert. Die Tragfähigkeit ist in diesem Fall also gestiegen, d.h. die Bevölkerung kann wachsen oder die dauerhafte Verfügung von Ressourcen kann zunehmen.

Wie ist eine solche Durchschnittsbildung aber möglich? Prinzipiell gibt es hierzu drei denkbare Wege: Wanderung, Transport und Vorratshaltung. Die Wanderung ist die einfachste Methode: Man zieht, wenn ein limitierender Faktor in einem Lebensraum knapp geworden ist, dorthin, wo er ausreichend vorhanden ist und vermeidet so ein extremes Minimum. Ein solches Verhalten ist auch unter Jäger- und Sammlergesellschaften verbreitet, und es liegt in ihm keinerlei Anstoß zur Entfaltung einer Dynamik, da es zu keinen modifizierenden Eingriffen in ökologische Zusammenhänge führt, die über das hinausgingen, was bei der bloßen Nutzung eines einzelnen Lebensraums der Fall wäre.

Bedeutet Wanderung, daß sich die Menschen zu den Ressourcen bewegen, so können natürlich auch die Ressourcen zu den Menschen gebracht werden: Es ist dies der Transport durch (Fern-) Handel. Soll er effizient sein, beruht er allerdings bereits auf einer Vielzahl technischer Methoden, setzt also die Verfügung über geeignete Transportmittel, Transportwege, Antriebskräfte und dergleichen voraus, so daß er unter primitiven Verhältnissen auf wenige Luxusgüter wie Bernstein beschränkt bleibt. Einen umfassenderen Handel mit Nahrungsmitteln gibt es erst unter hochkulturellen Bedingungen; hier gewinnt der Handel aber die Funktion einer Durchschnittsbildung der Ressourcenverfügung. Je größere und ökologisch-klimatisch differenziertere Räume er umfaßt, desto näher bringt er das Minimum dem Niveau des Durchschnitts. Auch hier haben wir es also funktional mit einer Strategie der Risikominimierung zu tun, diesmal aber nicht im Sinne einer Unterschreitung des Minimums, sondern der Bildung eines Portfolios aus Ressourcen unterschiedlicher Herkunft.

Dies gilt natürlich auch für die dritte Strategie, die Vorratshaltung. Hier wird die Verfügbarkeit von Ressourcen nicht räumlich, sondern zeitlich ausgeglichen. Das aktuelle Minimum eines limitierenden Faktors verliert dann an Bedeutung, wenn der entsprechende Faktor noch aus einer früheren Überschussituation vorhanden ist. Vorratsbildung ist als eine Strategie zu verstehen, die die reale Verfügbarkeit von Ressourcen dem Durchschnittsniveau längerer Zeiträume annähert. In Kombination mit Handel kann dem die Funktion einer effizienten Risikominimierung nicht abgesprochen werden, wenn auch die Vorratsbildung ihrerseits spezifische neue Risiken mit sich bringt: Ein Vorrat von Lebensmitteln ist nicht nur verderblich, er lädt auch ungebetene Gäste zum Verzehr ein. Er muß daher vor Parasiten aller Art geschützt werden, vor Insekten, Ratten und Mäusen, aber auch vor Menschen, für die ein größerer Anreiz darin bestehen kann, ein Vorratslager zu plündern, als selbst mühsam nach Nahrung zu suchen. Aus diesen Zwängen erklärt sich die Entwicklung zur hygienischen und politisch-militärischen Konservie-

rung der Reichtümer, die als Vorräte aufgespeichert und als Eigentum angesehen werden. Zugleich haben wir hier einen klassischen Fall dafür, wie die Lösung eines bestimmten Risikoproblems in neue Risiken hineinführt, die ihrerseits nach (riskanten) Lösungen verlangen.¹¹⁾

Der technische Fortschritt als dynamischer Faktor

Ein vierter Faktor muß aber noch genannt werden - der eigentliche technische Fortschritt. Er hat in unserem Konzept zwei unterschiedliche Funktionen: Einerseits hilft er dazu, die Wirkung eines Minimum-Ereignisses abzuschwächen, indem er etwa Bewässerung bei Dürre gestattet. Seine zweite Funktion besteht darin, den Durchschnittswert anzuheben, indem er die dem Menschen nützliche Produktivität eines Lebensraum erhöht. Freilich geschieht dies um den Preis eines wachsenden Einsatzes von Arbeit, da nur so eine permanente Kontrolle oder gar Fortentwicklung der technischen Anlagen möglich ist. Auch hier entsteht daher eine spezifische Dialektik von Risikovermeidung und Risikoezeugung, die eine eigentümliche Dynamik im Sinne einer permanenten „Flucht nach vorn“ einleitet.

Neuartige ökonomische und soziale Logik als Folge der Agrarproduktion – Luxus nur für Oberschicht

Die Kombination von Vorratshaltung, Handel und technischem Fortschritt bildet die eigentliche Basis der agrarischen Produktionsweise, die seit etwa 5000 Jahren einen Weg der Surplus-Produktion eingeschlagen hat, der sie von der älteren Subsistenzökonomie wegführt. Nach unserem Modell besteht der Kern der agrarischen Produktionsweise in dem Versuch einer Verstetigung des Ressourcenflusses im Sinne der Risikominimierung durch Portfoliobildung und damit in einer möglichst präzisen Annäherung an den (nun selbst variabel werdenden) Durchschnittswert, was allerdings mit einem hohen Preis erkaufte werden muß: In dem Maße, wie sich die Produktion (bzw. der Konsum, wenn wir Transport und Speicherung von Surplus berücksichtigen) dem Durchschnittswert annähert, schwindet die Luxusmarge, die sich ja gerade aus der Differenz von Minimum und Durchschnitt ergeben hatte. Erst jetzt wird der agrargesellschaftliche Normalzustand erreicht, in dem die Mehrzahl der Bevölkerung bei langer und harter Arbeit in permanenter materieller Knappheit lebt und „Luxus“ nur mehr eine Angelegenheit von Oberschichten wird.

Aus dieser Perspektive erhält die Bedeutung und Funktion von „Luxus“ einen spezifischen historischen Verlauf: In Subsistenzökonomien, die weitgehend auf die technische Kontrolle ihrer Ressourcenbasis verzichten, drückt sich diese „Unterproduktivität“ in einer „Mußpräferenz“ aus, die tatsächlich zu einem Überschuss an „arbeitsfreier“ Zeit führt. Der Luxus dieser Gesellschaften besteht in einem Übermaß an Zeit, was zugleich auch kulturell hoch bewertet wird. Der spezifische „Preis“ für dieses Verhalten mag darin gelegen haben, daß diese Gesellschaften gezwungen waren, Methoden zur kulturellen Bevölke-

rungskontrolle zu entwickeln, die (wie etwa die verbreitete Kindstötung) aus unserer Perspektive durchaus unerfreuliche Züge trugen.¹²⁾

Der Übergang zur landwirtschaftlichen Produktionsweise setzte eine Entwicklung in Gang, die formell ebenfalls als Strategie der Risikominimierung verstanden werden kann, jedoch zu einer völlig neuartigen ökonomischen und sozialen Logik geführt hat. Da Landwirtschaft immer einen zu speichernden und transportfähigen Überschuß produziert, setzt sie eine evolutionäre Prämie auf Produktivität und Wachstum, was sich in technischen Innovationen, aber auch in der Bildung parasitärer Sozialverhältnisse und nicht zuletzt in massivem Bevölkerungswachstum ausdrückt, welches jetzt in Gang gesetzt wird und eine Rückkehr zur Subsistenzökonomie unmöglich macht. In den agrarischen Hochkulturen stehen die Werte „Produktivität“ und „Arbeit“ hoch im Kurs, jedenfalls für die arbeitenden Unterschichten, und „Luxus“ stellt sich fast vollständig in Kategorien von Waren und Gütern dar. Von „Mußpräferenz“ kann nur noch für den freien, d.h. vom Zwang zum Erwerb seines Lebensunterhalts befreiten Bürger die Rede sein, nicht jedoch für die arbeitenden Armen, für die nun ein eigentümliches Arbeitsethos in die Welt tritt, das sich in der Neuzeit auch in sozialen Schichten ausbreitete, die eigentlich ihre Zeit der Kontemplation widmen könnten. Für die Masse der Bevölkerung gibt es in den agrarischen Hochkulturen jedenfalls keinen „Luxus“ mehr, weder an Zeit noch an Gütern; er bleibt für sie in das Jenseits eines Schlaraffenlandes verbannt, in dem einem die gebrateten Tauben in den Mund fliegen.

„Paradoxe Massenluxus“ nur ein historisches Übergangsphänomen?

Erst die späte Industriegesellschaft hat einen neuartigen Typus des Massenluxus hervorgebracht, der in diametralem Gegensatz zum Luxustypus der Mußpräferenz steht: Es handelt sich um einen märchenhaften Überfluß an Gütern und Energie, in dem die Bevölkerung der Industriezonen schwelgt. Zeit allerdings bleibt, trotz gewachsener Lebenserwartung, überaus knapp und wird in erster Linie als Mittel zum Zweck der Arbeit und des Reichtumserwerbs verstanden. „Arbeitslosigkeit“ dagegen gilt als Unglück, und zwar weniger wegen des damit verbundenen geringen (aber dennoch weit über vorindustriellen Verhältnissen liegenden) materiellen Wohlstands, als wegen der Menge nutzloser Zeit, über die man nun verfügt und mit der man nichts rechtes anzufangen weiß.

Es mag allerdings sein, daß es sich bei diesem merkwürdigen und paradoxen Muster um ein bloßes historisches Übergangsphänomen handelt, um Ausdruck einer Pioniersituation, die recht bald der Vergangenheit angehören wird. Angesichts weltweit wachsender Bevölkerungszahlen, schrumpfender Ressourcen und absehbaren Belastungsgrenzen der natürlichen Umwelt für die Effekte von Massenproduktion und Massenkonsum kann man damit rechnen, daß sich der materielle

Konsum für die Mehrzahl der Menschen wieder auf einem niedrigeren Niveau einpendeln wird, wie es für die älteren Hochkulturen üblich war. Die Epoche des Massenwohlstands und des verbreiteten materiellen Luxus wird in absehbarer Zukunft wieder der Vergangenheit angehören. Es mag aber sein, daß dann eine neue Luxusdimension entsteht, die tatsächlich exklusiven Charakter besitzt: die freie Verfügung über Raum angesichts einer Überfüllung der Erde mit Menschen.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Arthur O. LOVEJOY/George BOAS (1935): *Primitivism and related ideas in antiquity*. – Baltimore.
- 2) Thomas HOBBS: *Leviathan* (1651) I, 13.
- 3) Lewis Henry MORGAN (1877): *Ancient Society*. – New York.
- 4) Margaret MEAD (1988): *Coming of Age in Samoa. A Psychological Study of Primitive Youth for Western Civilization*. – New York.
- 5) Vgl. vor allem Hans Peter DUERR (1988): *Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß*. Bd. 1, Frankfurt a. M.
- 6) Marshall SAHLINS (1976): *Stone Age Economics*. 2. Aufl. London 1976, 1-39.
- 7) Richard LEE (1968): *What hunters do for a living, or, how to make out on scarce resources*; In: R. Lee/I. DeVore (Hg.): *Man the Hunter*. Chicago 1968, 30-43; vgl. ders., *The !Kung San*. Cambridge 1979.
- 8) Marvin HARRIS (1978): *Cannibals and Kings. The Origins of Culture*. – New York, IX.
- 9) Zu einem etwas differenzierterem Ergebnis kommt die umfassende Literaturstudie von Mark N. COHEN (1989): *Health and the Rise of Civilization*. – New Haven/London.
- 10) Vgl. Dieter GROH (1992): *Strategien, Zeit und Ressourcen. Risikominimierung, Unterproduktivität und Mußpräferenz – die zentralen Kategorien von Subsistenzökonomien*. In: *Anthropologische Dimensionen der Geschichte*. Frankfurt a.M., 54-113.
- 11) Vgl. zu diesem Komplex die Überlegungen bei William H. MCNEILL (1979): *The Human Condition. An ecological and historical view*. – Princeton.
- 12) Vgl. Marvin HARRIS/Eric B. ROSS (1987): *Death, Sex, and Fertility. Population Regulation in Preindustrial and Developing Societies*. New York.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Rolf Peter Sieferle
Bergstraße 59
D-69120 Heidelberg

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1997

Band/Volume: [2_1997](#)

Autor(en)/Author(s): Sieferle Rolf Peter

Artikel/Article: [Überschuß und Überleben. Subsistenz und Luxus in primitiven Gesellschaften 21-26](#)